

Stil als linguistisches Problem

Von Werner Winter

Es ist nicht ungewöhnlich, daß Linguisten heute das Gebiet, über das sie kompetent Aussagen machen können und deswegen Aussagen machen sollten, mit dem Bereich des Satzes und seiner Teile identifizieren. Diese Haltung findet sich ebenso bei Vertretern der Bloomfield-Tradition wie bei den Vertretern der generativen Grammatik, angefangen bei Noam Chomsky. Man kann sagen, daß die einen ihre Beschreibung bis zum Satz hinauf führen wollen, während die anderen, vom Allgemeineren zum Spezifischeren fortschreitend, den Satz als Ausgangspunkt für ihre Ableitungen nehmen. Der Grund für dieses Verhalten ist bei Chomsky und seinen Anhängern vielleicht auch in ihrem Verpflichtetsein gegenüber der Logik zu sehen; bei Bloomfieldianern spielt eher allein der Umstand eine Rolle, daß Sätze verhältnismäßig unabhängige Gebilde sind, bei denen sich die Art der Teile und die Art der Beziehungen dieser Teile zueinander und zum Ganzen durch eine nicht zu große Anzahl verhältnismäßig einfacher Feststellungen zumindest in großen Zügen beschreiben läßt. Texte, die mehr als jeweils einen einzelnen Satz umfassen, stellen der Beschreibung wesentlich schwierigere Aufgaben. Vor allem lassen sich zwei Prinzipien, die sowohl in der Bloomfieldschen wie auch in der Chomskyschen Analyse von entscheidender Wichtigkeit sind, nicht auf größere Texte anwenden: Weder das Prinzip der hierarchischen Unterordnung der Teile unter das Ganze noch das Prinzip der Bifurkation, der sich immer weiter fortsetzenden binären Aufteilung des Ganzen, das im Satz trotz aller Schwierigkeiten durch Syntax und Morphologie hindurch und von den Anhängern Jakobsons bis in das Lautliche hinein durchgeführt wird, läßt sich wirklich auf eine Analyse längerer Texte übertragen. Einen Text von neunundzwanzig

Sätzen oder auch nur von drei Sätzen binär in Sätze aufteilen zu wollen geht nicht, wenn man nicht zu gekünstelten Lösungen seine Zuflucht nehmen will wie etwa einer Unterteilung des Textes in den ersten Satz und die nichtersten Sätze usw. Ebenso wenig sind die Sätze eines Textes in der gleichen Weise dem Ganzen des Textes untergeordnet wie die Satzteile dem Satz; eher scheinen sich Sätze zum Text ähnlich zu verhalten wie Wörter zum Satz – in beiden Fällen sind die kleineren Einheiten Bestandteile der äußeren Form der größeren Gebilde, aber ein hierarchisches Verhältnis zwischen dem Ganzen und diesen Teilen besteht, wenn überhaupt, in einer nicht unmittelbar erfassbaren und auswertbaren Form.

Trotz dieser Schwierigkeiten – und dies sind wirkliche, nicht nur eingebildete Schwierigkeiten – glaube ich, daß die Selbstbescheidung der Linguisten, die sich wie eben geschildert verhalten, falsch ist. Wenn Linguistik Wissenschaft von der Sprache und nicht nur von ausgewählten sprachlichen Teilkomplexen sein will, dann muß sie sich mit größeren Gebilden sprachlicher Äußerung ebenso auseinandersetzen wie mit kleineren, auch wenn uns der Systemcharakter dieser größeren Einheiten zunächst nicht in den Griff kommen will, sondern Texte uns vorerst nur wie Konglomerate von Sätzen erscheinen mögen. Das Nebeneinander von Systemen gleicher Rangordnung gibt es schließlich auch auf anderen Ebenen der Sprache, ja, in vieler Hinsicht ist der Konglomeratcharakter typisch für natürliche Sprachen, die die vielfältigen Wirkungen historischer Entwicklungen zeigen.

Abgesehen von der Schwierigkeit der Behandlung von Texten größeren Umfangs als ein Satz, wirkt sich noch ein anderes Motiv bei der Beschränkung auf den Satz aus: Es wird manchmal angenommen, schon im Zusammenhang des Satzes ließen sich die obligatorischen Regeln erfassen – die Grammatik einer Sprache sei also von der Einzelanalyse einer Vielzahl von Sätzen her erschöpfend darstellbar. Nun gibt es aber durchaus obligatorische Regeln, die nur über Satzgrenzen hinweg wirksam werden und nur bei Bezugnahme auf mehrere Sätze eindeutig formulierbar sind. Ein einfaches Beispiel betrifft das Verhältnis von unbestimmtem und bestimmtem Artikel etwa im Deutschen. Nehmen wir an, ich habe gesagt: *Gestern habe ich einen alten Freund getroffen, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte.* Wenn ich nun im nächsten Satz das Nomen *Freund* mit dem gleichen Bezug noch einmal verwenden will, ohne dabei ein Adjektiv wie

dieser zu benutzen, dann steht von den Artikeln nur der bestimmte zur Wahl – d. h., eine Auswahlmöglichkeit besteht damit überhaupt nicht, und die Anwendung der Ersetzungsregel ist obligatorisch. Ähnlich geht es etwa bei der Bestimmung des Genus von Pronomina: Sehr oft steht auch hier das konditionierende Element nicht im Satz selbst, und doch gibt es wiederum keine Freiheit der Wahl.

Angesichts solcher Erscheinungen also, bei denen es um Regeln geht, die ebenso obligatorisch anzuwenden sind wie irgendeine andere, die innerhalb eines Satzzusammenhangs gilt, erscheint es angebracht, auch ganze Texte als Arbeitsgebiet der Linguistik im eigentlichen Sinne anzusehen. (Andere Argumente allgemeinerer Art, die zum gleichen Ergebnis führen, lasse ich hier außer acht.) Das bedeutet dann aber, daß man zunächst einmal versuchen muß, auch in größerem Rahmen Fragestellungen an das Material heranzutragen, die sich bei der linguistischen Analyse in engeren Bereichen bewährt haben.

Wenn ein Linguist eine Sprache beschreibt, dann versucht er nicht nur die sprachlichen Einheiten als Einheiten und in ihren strukturellen Bezügen zu erfassen und darzustellen, sondern auch die Besonderheiten ihrer Verteilung in seine Untersuchung einzubeziehen. Zu einer vollständigen Deskription gehört also neben dem Was auch das Wie. In der Phonematik etwa ist es selbstverständlich, daß die Bedingungen für das Auftreten bestimmter Allophone herausgearbeitet werden; es ist aber auch wichtig, daß wir phonotaktische Informationen erhalten, die uns erkennen lassen, welche Phonemkombinationen in der Sprache vorkommen. Das ist kein Vollständigkeitsfimmel, der sich hier auswirkt: zu wissen, wie etwa Konsonantengruppen in einer Sprache vertreten sind, kann für uns der Schlüssel zum Verständnis der lautlichen Behandlung von Lehnwörtern in dieser Sprache sein.

Dabei interessiert sich der Linguist natürlich zunächst für die regelmäßig auftretenden Kopplungen von Formen. Jede Beschreibung des Deutschen muß irgendwo einen Hinweis darauf enthalten, daß sich mit der Präposition *von* ein Dativ verbindet; dabei ist es selbstverständlich denkbar, daß dieser Sachverhalt in zwei Deskriptionsversuchen grundverschieden formuliert wiedergegeben wird. Wenn wir hier von regelmäßigem Auftreten reden, so bedeutet das, daß die Wahrscheinlichkeit, daß auf *von* ein Dativ folgen wird, für die Standardform der deutschen Gemeinsprache praktisch bei 100 Prozent liegt.

Neben solchen gleichsam automatisch wiederkehrenden Beziehungen beobachten wir nun andere Ergebnisse von Selektionsprozessen, die nicht so einfach beschrieben werden können. Jemand, der ein Deutsch der Art spricht, in dem die Verwendung des Dativs bei *von* obligatorisch ist, kann durchaus in einem Satz sagen *Sie glaubte, daß sie im Recht sei*, in einem andern dagegen *Sie glaubte, daß sie im Recht wäre*. Hier ist es nicht möglich, mit der gleichen Sicherheit wie bei der Formulierung einer Regel ‚*von* verbindet sich mit dem Dativ‘ zu sagen, wann der eine und wann der andere Konjunktiv gewählt wird. Eine in der amerikanischen Linguistik wenigstens zeitweilig sehr beliebte Lösung, nämlich die, in solchen Fällen von freier Altesnation (free variation) zu sprechen, ist keine wirkliche Lösung, sondern nur ein Einsetzen eines Y für ein X. Wenn ich ‚free variation‘ sage, so bringe ich damit nur zum Ausdruck, daß ich die konditionierenden Elemente nicht kenne, mögen sie nun lautlicher, syntaktischer, psychologischer Natur sein, und die vorschnelle Wahl eines bloßen Etiketts verführt zu leicht dazu, ein Problem als gelöst anzusehen, und hindert uns damit am Weiterfragen und Weitersuchen.

Ebensowenig ist es eine für den Linguisten annehmbare Lösung, wenn man das Auftreten der beiden konkurrierenden Formen auf Stilunterschiede zurückführt, bevor man die angenommenen Stilarten anders als rein intuitiv identifizieren kann. Und doch hat es den Anschein, als ob ein Stilunterschied für die Wahl zwischen *wäre* und *sei* der entscheidende Faktor sein könnte.

Was soll ein Linguist da tun?

Die Antwort ist: Er muß Wege finden, verschiedene Stilarten mit linguistischen Methoden gegeneinander abzugrenzen und damit identifizierbar zu machen. Linguistische Methoden im engsten und eigentlichsten Sinn sind Methoden, die sich sprachliche Form und nichts als sprachliche Form zunutze machen. Bedeutung bleibt als Kriterium zunächst einmal fern; Anordnung und andere Verteilungscharakteristika sind jedoch durchaus Erscheinungen formaler Art und kommen damit für die linguistische Analyse in Betracht. Verteilung und Bedeutung von Formen kann, ja muß man nun wieder in einem Abhängigkeitsverhältnis voneinander sehen, und damit werden jedenfalls zur Bedeutung in Beziehung stehende Phänomene von vornherein in einer linguistischen Analyse berücksichtigt.

Es ist eben der Ausdruck ‚Stilart‘ gefallen. Was ist denn unter ‚Stilart‘, ‚Stilarten‘, ‚Stil‘ zu verstehen?

Ich habe in meine einleitenden Bemerkungen einige Überlegungen und Folgerungen eingebaut, zu denen ich vor etlichen Jahren in einem Aufsatz gekommen bin (Phonetica 7, 1961, S. 192–216); als Definition möchte ich hier nun eine Formulierung wiederholen, die ich für meinen Beitrag zu den Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists, Cambridge, Mass., 1962, gewählt habe (S. 324): „A style may be said to be characterized by a pattern of recurrent selections from the inventory of optional features of a language.“ Ich gebe die englische Formulierung zuerst, weil die deutsche Entsprechung, die mir dazu einfällt, soviel schwerfälliger wirkt: „Es läßt sich sagen, daß eine Stilart gekennzeichnet ist durch eine Gruppierung wiederkehrender Selektionen, die unter den nichtobligatorischen Teilen einer Sprache vorgenommen werden.“ Besonders die Wiedergabe von „pattern“ gefällt mir hier gar nicht, aber ein wirklich adäquater Ausdruck scheint im Deutschen nicht vorzukommen. Aber zurück zum Thema: Verschiedene Arten von wiederkehrenden Selektionen treten auf: Vollständige Beseitigung eines nichtobligatorischen Elements, Verallgemeinerung eines sonst nichtobligatorischen Elements, graduelle Verschiedenheiten in der Einbeschließung einer besonderen Variante ohne vollständige Eliminierung konkurrierender Formen. Während grundsätzlich alle Selektionsarten unser Interesse verdienen, möchte ich mich – nach einigen allgemeineren Bemerkungen – hier auf die dritte konzentrieren.

Eine Stilart ist also gekennzeichnet durch Selektionen, die in bestimmter, wiederkehrender Weise unter den nichtobligatorischen Erscheinungen einer Sprache vorgenommen werden. Wiederkehr der Auswahl und Optionalität von Elementen sind die Zentralbegriffe, und mir scheint, daß damit in dürren Worten das gleiche zum Ausdruck kommt, was Jost Trier vor ein paar Monaten sehr viel schwungvoller in einem Rundfunkvortrag über Imperfekt und Perfekt ausgesprochen hat: „In Zuständen der Promiskuität hat der Stilist – der praktische wie der theoretische – sein Arbeitsfeld verloren; genauso verloren wie in einer Lage vollkommener Sicherheit und Fraglosigkeit.“ Promiskuität entspricht doch wohl einer Nichtwiederkehr einer bestimmten Auswahl, Sicherheit und Fraglosigkeit bedeuten, daß Optionalität ausgeschlossen ist.

Warum ich nun aber die technischere Definition vorziehe, hat seinen bestimmten Grund. Mir scheint, daß dadurch klarer wird, daß in bezug auf ihre Selektionseigenschaften Stilarten sich verhalten wie

Dialekte, und zwar wie sozial differenzierte Dialekte; es ist wahrscheinlich nicht falsch, wenn man einen Schritt weiter geht und sagt, daß eine Stilart eine Sonderform eines Sozialdialekts ist. Sozialdialekte unterscheiden sich von Regionaldialekten dadurch, daß die in ihnen – den Sozialdialekten – vorgenommenen Selektionen jedenfalls vielerorts potentiell allen Sprechern einer Sprache als Auswahlmöglichkeiten zur Verfügung stehen, daß der Formenbestand von Sozialdialekten also in anderer Weise zum Gesamtspektrum und Gesamtsystem einer Sprache gehört als der Formenbestand von Regionaldialekten.

Stilarten als Dialekte

Wenn wir berechtigt sind, eine solche Gleichsetzung vorzunehmen, dann stehen uns als Linguisten hier auf einmal nicht mehr Probleme gegenüber, deren Schwierigkeit uns erschrecken läßt, sondern wir fühlen festen Boden unter den Füßen: Wenn Stilarten mit Dialekten gleichzusetzen sind, dann kann man sie mit den Methoden der Dialektologie untersuchen.

Das bedeutet: Die Identifizierung verschiedener Stilarten wird in der gleichen Weise vorgenommen wie die Identifizierung von Regional- und Sozialdialekten einer Sprache: Eine Grenze zwischen zwei Stilarten läßt sich auf Grund des Vorhandenseins eines Bündels von Isoglossen feststellen. Grenzen zwischen Stilarten können, müssen aber nicht übereinstimmen mit den Grenzen von Idiolekten, also Selektionen aus dem Gesamtvorrat der sprachlichen Möglichkeiten, die in dieser Form zunächst nur für einen bestimmten Sprecher gelten; man hat ganz allgemein gesprochen den Eindruck, daß jeder Sprecher die Freiheit hat, verschiedene Stilarten je nach Situation und zum Teil auch entsprechend seinen Wünschen zu verwenden. Es scheint jedoch eine gewisse Beziehung zu bestehen zwischen dem, was man ein wenig ungeschickt ‚Bildung‘ nennen kann, und der Beweglichkeit im Gebrauch verschiedener Stilarten (oder sagen wir zunächst einmal ganz vorsichtig: im Gebrauch verschiedener Sprachformen, von denen wir glauben, daß es sich bei ihnen um verschiedene Stilarten handeln könnte). So scheint etwa etwa eine Verwendung von ‚poetischer‘ Sprache zur Voraussetzung zu haben, daß der Benutzer dieser Art von Diktion intensiv ausgesetzt gewesen ist; die Sprache des Märchens, wenn dies eine besondere Stilart sein sollte, wird nur von dem gebraucht werden können, der oftmals Texte in dieser Form der Sprache gehört oder gelesen hat. Wenn

Situation und Form der sprachlichen Äußerung zueinander in Beziehung stehen, dann wird es auch so etwas wie ein angemessenes sprachliches Verhalten geben, was natürlich von Sprache zu Sprache und Sprecher zu Sprecher keineswegs identisch zu sein braucht; daraus folgt, daß Stilverschiedenheiten in jeder sprachlichen Gemeinschaft, wenn auch mit ganz verschiedenen Verteilungsmerkmalen und Erscheinungsformen, zu erwarten sind. Stilkunde kann also nicht, um nur einen Punkt zu betonen, nur im Zusammenhang mit literarischen Schriftwerken interessant für uns werden; wenn ich Texte der Walapai in Arizona aufnehme, also Texte, die nie vorher schriftlich fixiert worden sind, so ist in ihnen ebenso das Phänomen stilistischer Verschiedenheit zu erwarten, wie wenn ich moderne deutsche Romane miteinander vergleiche. Wenn sich hier ein förmlicher mündlicher Erzählstil unterscheidet von einem zwanglosen Berichtsstil, und zwar unterscheidet bis in Intonationsmerkmale hinein, dann sind das andere Kategorien als die, die wir im Deutschen vorfinden, aber es sind Kategorien gleicher Ordnung.

Ebenso wie sonst in der Dialektologie handelt es sich bei der linguistischen Untersuchung von Stilarten nicht darum, Eigenschaften schon vorgegebener sprachlicher Komplexe zu entdecken und zu beschreiben; weder eine a-priori-Entscheidung noch ein Vergleich mit anderem, schon analysiertem Material läßt uns mit Sicherheit die Existenz einer Stilart erschließen. Vielmehr wird erst durch das Auffinden von Isoglossenbündeln der Stildialekt aus einem ungegliederten sprachlichen Kontinuum herausgehoben; der Stildialekt existiert ebenso wie der Regionaldialekt überhaupt nur, weil sich eine Häufung von Unterschieden gegenüber anderen Sprachformen feststellen läßt.

Obwohl es also so ist, daß erst durch die Feststellung der Abgrenzungen gegen den Rest der Sprache eine Stilart für den Sprachwissenschaftler zu einer Realität werden kann, ist es doch eine Tatsache, daß der Forscher, der eine Sprache wirklich gründlich kennt, im allgemeinen ziemlich genaue intuitive Vorstellungen über die stilistischen Eigenschaften seines Materials und über darin zu findende kontrastierende Stilarten hat, genauso, wie sehr viele Sprecher einer Sprache auch ohne wissenschaftlich fundierte Argumente ein recht gutes Gefühl für Dialektverschiedenheiten vor allem regionaler Art haben.

Das wissenschaftlich sauberste Verfahren wäre es nun natürlich, eine

Identifizierung kontrastierender Stilarten ohne jeden Rückgriff auf diese intuitiven Reaktionen vorzunehmen. Aber es bedeutet zumindest eine erhebliche Zeitersparnis, wenn man sich wenigstens in seinem Suchen immer wieder auch von den vorwissenschaftlichen Ergebnissen eines gesunden Menschenverstandes leiten läßt. Das vielgelästerte Sprachgefühl ist ja doch das Ergebnis einer – oft unbewußten – Verwertung einer großen Menge sprachlicher Fakten über einen meist sehr langen Zeitraum hin. Natürlich darf man es nicht bei intuitiv erzielten Klassifizierungen von Fakten bewenden lassen; man darf die Hilfe, die diese Klassifizierungen bedeuten können, gern in Anspruch nehmen, muß sie aber mit nichtintuitiven Mitteln zu verifizieren suchen, und nur wenn das gelingt, dürfen sie als gültig angesehen werden.

Isoglossen können auf allen Ebenen der Sprache auffindbar sein. Was man finden kann, richtet sich sehr nach der Art des Materials, das einem zur Verfügung steht. Hat man z. B. nur Geschriebenes und Gedrucktes, so kann man kaum hoffen, beim Suchen nach Merkmalen von Schichten einer Hochsprache sehr viele Kontraste im Lautlichen erkennen zu können – hier ist es wahrscheinlich, daß eine standardisierte Orthographie etwa vorhandene Unterschiede verdeckt. Das schließt nicht aus, daß man auch für eine Stilanalyse durch umfassende direkte Beobachtung der gesprochenen Sprache lautliche Kriterien gewinnen kann.

Dagegen könnte man meinen, daß lexikalische Unterschiede für unsere Zwecke unter allen Umständen weit ergiebiger sein müßten. Es macht keine Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß das Auftreten eines bestimmten Wortes oder einer bestimmten Fügung ein entscheidendes Kriterium für die Zuweisung eines Textes zu einer Stilart sein könnte. Beispiele dafür bieten sich in großer Menge an: *Ihre Frau Gemahlin* wird scheint's nur in streng förmlicher Sprache gebraucht wie etwa auch *Ihr Herr Vater*; *meine Alte* taucht nur in ganz zwanglosem Kontext auf (während das für *den Alten* kaum gilt, wenn Konrad Adenauer gemeint ist); *Scheibenkleister* ist einer besonders formlosen Sprache, besonders von Männern, vorbehalten usw.

Nun ist es aber nicht angebracht, derartige Beobachtungen zum entscheidenden Kriterium für die Abgrenzung von Stilarten machen zu wollen. Der Grund dafür ist, daß einzelne Wörter und einzelne Fügungen ganz allgemein nur eine äußerst geringe Texthäufigkeit

haben; eine Ausnahme bilden nur gewisse Funktionswörter, die freilich gelegentlich durchaus als Stilkennzeichen in Frage kommen können, wie etwa im Russischen einige Partikeln. Wenn die Häufigkeit eines Wortes in einem gegebenen Text nicht wesentlich von Null abweicht, dann kann man aus dem Fehlen eines Wortes direkt keine Schlüsse ziehen. Natürlich kann man die Grenzen eines Textes dadurch aufheben, daß man einen Informanten befragt, aber gerade für das Gebiet der Stiluntersuchungen wird diese Lösung der Schwierigkeit in den wenigsten Fällen brauchbar sein.

Der Versuch, einzelne Wörter als Stilindikatoren zu benutzen, lohnt also nicht. Wie steht es aber mit Klassen von Wörtern? Selbst wenn die Häufigkeit des Auftretens für ein einzelnes Wort zu nahe bei Null liegt, kann sich doch für eine einigermaßen umfangreiche Klasse eine sehr wesentlich höhere relative Häufigkeit ergeben; das heißt dann unter anderm, daß sich die Verteilung von Wortklassen in Texten verhältnismäßig geringen Umfangs untersuchen läßt.

Gruppen von Wörtern können auf Grund verschiedener Gesichtspunkte aufgestellt werden; die Gruppierung kann nach semantischen oder nach formalen Kriterien erfolgen. Dabei stehen der ersten Gruppierungsweise erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Die Grenzen semantischer Gruppen sind oft, vielleicht gewöhnlich fließend; eine klare Definition der Bedingungen für die Einbeziehung in eine bestimmte Gruppe ist oft nicht zu finden. Dem kann man dadurch entgegenwirken, daß man die angenommenen Mitglieder einer Gruppe in einer Liste zusammenfaßt und jeweils Text und Liste vergleicht. Das ist aber zumindest bei einer Analyse ohne Maschinen ein sehr schwerfälliges und zeitraubendes Verfahren. Gravierender aber als dieser an sich schon sehr wichtige praktische Gesichtspunkt ist ein anderes Argument: Es ist eine durchaus gewöhnliche Erscheinung, daß ein und dasselbe Wort mehreren semantischen Gruppen zugewiesen werden muß; bei welcher Gruppe soll es dann im konkreten Einzelfall gezählt werden? Ist *Kind* in *Er war ein echtes Kind seiner Zeit* zu den Verwandtschaftsnamen zu rechnen? Doch wohl nicht – oder doch? Wie soll man das im Einzelfall entscheiden?

Es ist daher wohl besser, wenn man zumindest für den Anfang nur formale Gruppierungen berücksichtigt. Dabei sind als formal sowohl innere, also morphologische, wie auch äußere, also syntaktische Eigenschaften anzusehen. Wörter mit dem Suffix *-ung* würden eine Klasse der ersten Art bilden, Partikeln eine der zweiten; dabei kann

oft eine Kombination beider Kriterienarten auftreten: Verben, die ein Objekt im Genitiv erfordern, würden eine morphologisch und syntaktisch definierte Gruppe bilden.

Wir haben fast unbemerkt die lexikalische Ebene verlassen. Gruppierungen nach syntaktischen Eigenschaften insbesondere brauchen nichts mehr mit dem Lexikon zu tun zu haben.

Syntaktisch bestimmte Klassen eignen sich nun anscheinend besonders gut für unsere Art von Untersuchung. Die Zahl der Klassen ist verhältnismäßig gering, vor allem wenn man zunächst einmal nur die im herkömmlichen Sinne als syntaktisch verstandenen Beziehungen berücksichtigt. Dadurch ergibt es sich, daß die Zahl der Mitglieder dieser Klassen recht hoch ist und daß damit die Klassen selbst ziemlich oft auch in relativ kurzen Texten belegt sind; außerdem besteht eine verhältnismäßig große Freiheit der Kombinierbarkeit von syntaktischen Klassen.

Syntaktische Klassen eignen sich daher mehr als andere dafür, daß wir in bezug auf sie die Frage stellen, die für eine linguistische, d. h. rein formale Stilartenanalyse angebracht ist:

Können wir wesentliche Unterschiede im Auftreten nichtobligatorischer Elemente feststellen, wenn wir verschiedene Texte miteinander vergleichen?

Liegt kein wesentlicher Unterschied zwischen einer Anzahl von Texten, die wir aus anderen Gründen als voneinander sehr verschieden ansehen müssen, in bezug auf die Häufigkeit des Auftretens eines nichtobligatorischen Elements vor, so bezieht sich unser Fund auf die ganze Sprache und nicht auf einzelne Stilarten. Läßt sich ein starkes Schwanken in der Häufigkeit des Auftretens feststellen, ohne daß Texte gleicher Wertigkeit sich zu anderswie bestätigten Gruppen zusammenfinden, so kann vorerst nur auf eine stilistisch irrelevante, für die ganze Sprache geltende Ausdrucksfreiheit geschlossen werden. Ergeben sich dagegen eindeutig verschiedene Häufigkeitswerte für Gruppen von Texten, die aus anderen Gründen als zusammengehörig angesehen werden können, dann läßt sich das gerade untersuchte Merkmal selbst für die Eruierung von Gruppen von Texten und als Kennzeichen der Sprachform einer solchen Gruppe, also als Stilmerkmal, verwenden.

Welche Fragen an Texte heranzutragen sind, läßt sich im voraus nicht sagen. In der Theorie ist es natürlich so, daß alle nichtobligatorischen Erscheinungen eine Untersuchung verdienen; Voraussetzung ist,

daß die relative Häufigkeit ihres Auftretens groß genug ist. In der Praxis kommen andere Überlegungen hinzu. Es ist wichtig, daß sich eine bestimmte Fragestellung in verhältnismäßig kurzer Zeit bewältigen läßt, denn für ein weitgehend statistisch orientiertes Verfahren ist es unabdingbar, daß eine große Menge Text erfaßt werden kann. Dazu muß sich die Untersuchung auf Erscheinungen konzentrieren, deren Erkennung und Klassifizierung nicht übermäßig schwierig ist. Wichtig ist auch, daß man rechtzeitig die Auszählung dem Anschein nach stilistisch irrelevanter Erscheinungen zurückstellt und sich auf für die Problemstellung ergiebige Phänomene beschränkt. Zu achten ist auch darauf, daß die untersuchten Erscheinungen voneinander weitgehend unabhängig sind, damit die sich ergebenden Isoglossenbündel eine wirkliche Aussagekraft behalten.

An dieser Stelle möchte ich meine theoretischen Ausführungen abbrechen und Ihnen nun einige Resultate von Versuchen vorlegen, auf Grund der relativen Häufigkeit des Auftretens formaler Merkmale zu einer Klassifizierung von Texten und zu einer Identifizierung von Stilarten zu kommen.

Die Untersuchungen wurden während der Jahre 1959 bis 1965 an der Universität von Texas in Austin durchgeführt. Ausgewertet wurden Texte in deutscher, russischer und – in geringerem Umfang – tschechischer Sprache. Beteiligt war an der Arbeit – neben den Mitgliedern eines Seminars über russische historische Stilistik und zwei studentischen Hilfskräften, die für kurze Zeit zur Verfügung standen – neben mir selbst vor allem mein Schüler, Herr Ludek Kozlík, der das tschechische Material selbständig, das russische weitgehend nach meinen Anweisungen und Vorschlägen bearbeitet und große Teilgebiete in seiner Magisterarbeit und seiner Dissertation behandelt hat.

Die anzuwendenden Methoden wurden zuerst für das Deutsche entwickelt und dann, in erweiterter Form, auf das Russische und Tschechische angewandt. Ich gebe daher zuerst eine Übersicht über die Arbeit am Deutschen.

Um gewisse Vorfragen für die Maschinenübersetzung zu klären, erschien es notwendig, einen Überblick über die Verteilung von Satzteilen in deutschen Prosasätzen zu gewinnen. Insbesondere galt es, die Besetzung der ersten Position im konstatierenden Hauptsatz an einer als ausreichend anzusehenden Menge Material zu überprüfen.

Für diese erste Fragestellung wurden insgesamt 63093 Sätze aus

30 Texten untersucht.¹ Dabei wurde angestrebt, daß, wenn irgend möglich, die einzelne Textprobe reichlich 2000 Sätze erfassen sollte; das ergab sich rein empirisch als eine gute Textgröße. Man muß sich ja immer vergegenwärtigen, daß ein zu kurzer Text das Resultat statistisch irrelevant macht und daß ein zu langer Text nicht nur zuviel Zeit und Kraft vom Bearbeiter verlangt, sondern auch bei vielen Textarten einfach nicht aufzutreiben ist. Schon bei einer Festlegung auf 2000 Sätze pro Text fällt etwa das ganze Gebiet der Briefprosa aus.

Bei der Auswahl der Texte wurden nur etwa die letzten anderthalb Jahrhunderte berücksichtigt – der früheste war in diesem Fall die *Geschichte Gottfriedens*, die spätesten Nummern der FAZ und des „Rheinischen Merkur“ aus dem Sommer 1959. Sonst wurde versucht, eine möglichst breite Streuung zu erzielen und möglichst viele Autoren und möglichst viele Titel aus den Einzelgebieten Bühnenprosa, erzählende Prosa, berichtende Prosa, wissenschaftliche Prosa einzubeziehen. Dabei richtete sich die tatsächliche Auswahl fast ganz danach, was ich in jenem Sommer 1959 auf dem Bücherbord neben mir stehen hatte.

Ein brauchbares Resultat ergab die Untersuchung der Häufigkeit des Subjekts bzw. des adverbialen Ausdrucks in der ersten Satzposition. Es stellte sich zunächst heraus, daß die beiden Größen in reziproker Abhängigkeit voneinander standen. Also – je öfter das Subjekt an erster Stelle zu finden war, um so seltener der adverbialer Ausdruck, und umgekehrt. Das war aber nicht alles: Für das Auftreten des Subjekts in erster Position ergab sich für alle dreißig Texte zusammengekommen ein Durchschnittswert von 66,7 Prozent (der Mittelwert war 68,2 Prozent). Sieht man sich nun die einzelnen Gruppen von Texten an, die ja teils nach formalen, teils nach grob inhaltlichen Gesichtspunkten zusammengestellt waren, so findet man, daß für die Gruppe der Bühnenprosa die Werte für das Subjekt sämtlich weit über dem errechneten Durchschnitt liegen, und zwar mit geringer Streuung von 73,6 bis 79,2 Prozent. Dagegen ist die wissenschaftliche Prosa ebenso deutlich unter der Durchschnittslinie lokalisiert: hier ist bei zehn Texten das Subjekt nur in 54,2 bis 63,5 Prozent der Fälle an erster Stelle zu finden. Die Werte für erzählende und berichtende Prosa sind über den kombinierten Bereich von wissen-

¹ Zum folgenden ist die ausführliche Darstellung im oben zitierten Aufsatz *Phonetica* 7, 1961 zu vergleichen.

schaftlicher und Bühnenprosa verstreut zu finden; dabei ist bei der erzählenden Prosa ein stärkerer Anschluß an die Bühnenprosa zu finden als bei der berichtenden.

Überraschend ist ein solches Resultat nicht; schließlich ist das Adverbiale eins der wichtigsten Satzverknüpfungsmittel, und von wissenschaftlicher Prosa ist gefordert, daß hier Argumente möglichst nahtlos aneinandergereiht werden, während bei der Prosa der Bühne die Kontinuität weit mehr aus der Situation erwachsen kann. Immerhin ist es als Fortschritt zu werten, daß sich diese allgemeinen Überlegungen durch verifizierbare Feststellungen ersetzen lassen. Diese Feststellungen erlauben uns zu sagen, was in bestimmten Textarten die Wahrscheinlichkeit des Auftretens etwa des Adverbialen in erster Stellung ist. Wenn Wolfgang Kayser meinte, man könne im Deutschen sowohl *Ein Mann kam plötzlich aus dem Haus* wie *Aus dem Haus kam plötzlich ein Mann* sagen, ohne daß sich ein Unterschied zwischen den zwei Formulierungen bestimmen ließe, so dürfen wir das dahin modifizieren, daß jedenfalls über die Wahrscheinlichkeit des Auftretens der Alternativformen recht präzise Aussagen möglich sind.

Als nächstes wurde die Frage nach der durchschnittlichen Länge eines Teilsatzes, einer clause, in deutscher Prosa gestellt.

Da es sich für mich darum handelte, in einem beschränkten Zeitraum eine möglichst große Breite der Information zu erzielen, zog ich bei der zweiten Untersuchung nur einen Teil der Titel des ersten Arbeitsganges wieder heran und fügte neue Titel hinzu, die aber den gleichen allgemeinen Textkategorien zu entstammen schienen wie die ursprünglich gewählten. Das Arbeitsverfahren ging von der Überlegung aus, daß jeder Teilsatz im Deutschen durch das Vorhandensein einer finiten Verbform gekennzeichnet ist; eine Auszählung des Verhältnisses der finiten Verbformen zur Zahl der Wörter im Gesamttext muß also annähernd Auskunft über die Teilsatzlänge geben: Kopplungen von finiten Verben und Kopplungen von Teilsatz und verblosem Teilsatzteil heben einander weitgehend auf. Neu war, daß im zweiten Arbeitsgang auch außerhalb der Bühnenstücke der Dialog gesondert ausgezählt wurde. Der einzelne Text war, wenn immer möglich (nur einmal reichte das Material nicht), tausend Wörter lang, wobei mindestens vier voneinander getrennte Textstellen berücksichtigt wurden.

Wieder fand sich der klare Gegensatz zwischen Bühnenprosa und wissenschaftlicher Prosa. Bei einem Durchschnitt von 11,5 Prozent

und einem Mittelwert von 11,2 Prozent (d. h. etwa eins von neun Wörtern ist ein finites Verb) ergaben sich für Bühnendialog Werte von 13,7 bis 15 Prozent, für wissenschaftliche Prosa solche von 7,4 bis 11,3 Prozent; die Bühnensprache liegt also wieder durchgehend über, die wissenschaftliche Sprache unter dem Durchschnitt. Interessant wird es, wenn wir uns nun der erzählenden und berichtenden Prosa zuwenden: Wir finden, daß die Streuung über den Gesamtbereich nur für den Nichtdialog gilt, während der Dialog wie der Bühnendialog nur Werte oberhalb der Mittellinie ergibt. Für alle untersuchten Arten des Dialogs gilt also, daß das Verb besonders häufig ist. Im *Blinden* von Walter Jens etwa sind im Dialog 17,1 Prozent aller Wörter finite Verben.

Aus den beiden bisherigen Untersuchungen beginnt sich ein Gegensatz abzuzeichnen zwischen zwei Sprachformen, die wir ein bißchen salopp als ‚Rede‘ und ‚Schreibe‘ bezeichnen können. Wichtig ist dabei, daß es den Anschein hat, als könnte der Nichtdialog der erzählenden und berichtenden Prosa jedem der beiden Bereiche angehören.

Bevor wir auf diesen Punkt näher eingehen, sehen wir uns zunächst noch den Befund aus dem dritten Untersuchungsgang an.

Hier hatte ich mir vorgenommen, das Verhältnis von Parataxe und Hypotaxe zu untersuchen. Dafür wurde in 57 Texten der schon vorher benutzten Kategorien und bei Unterscheidung von Dialog und Nichtdialog die Verteilung der finiten Verbformen auf Haupt- und Nebensätze festgestellt; dabei wurde, wenn immer möglich, ein Minimum von 1000 Verbformen je Text klassifiziert. Dabei ergab sich, daß zwischen 46,5 und 85,2 Prozent aller finiten Formen in Hauptsätzen auftraten. Dabei lagen die Werte für den Bühnendialog mit einer Ausnahme (bei neun Texten) klar über der Mittellinie von 65,9 Prozent; die Ausnahme, Hofmannsthals *Florindo*, enthielt weniger als 1000, nämlich nur 505 finite Verbformen, so daß ihre Aussagekraft geringer ist als die anderer Texte. Die wissenschaftlichen Texte, insgesamt neunzehn, lagen bis auf drei alle unter der Mittellinie; im Streuungsbereich der Bühnenprosa lag nur ein Text, die „Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache“ von Frings; hier ist vielleicht wichtig, daß es sich um einen zunächst für den mündlichen Vortrag konzipierten Text handelt.

Im großen und ganzen stimmte also der Befund für die bisher aufgefundenen Extremkategorien, Bühnendialog und wissenschaftliche Prosa, durchaus bei der dritten Untersuchungsreihe mit den früheren

Resultaten überein. Die Werte für den Dialog der erzählenden Prosa lagen bei acht Texten über der Mittellinie, also grob im Bereich des Bühnendialogs, in zwei Fällen darunter. Im Nichtdialog der erzählenden Prosa ist wieder eine Streuung über das ganze Spektrum zu verzeichnen; unsere Vermutung, daß für die Erzählung sowohl die Sprachform der ‚Rede‘ wie die der ‚Schreibe‘ gewählt werden kann, scheint sich zu bestätigen.

An dieser Stelle empfiehlt es sich, einzelne Texte aus der Anonymität heraustreten zu lassen. Wir finden Übereinstimmung des Nichtdialogs mit den Werten der ‚Rede‘ in allen untersuchten Texten von Büchner, Hebel, Kafka und Walter Jens. Wir finden andererseits durchgehende Übereinstimmung mit Werten für die ‚Schreibe‘ bei Goethe, Kleist, Musil, Doderer, Thomas Mann. Was sich zunächst als breite Streuung in unseren Untersuchungen darstellte, scheint also das Ergebnis einer Koexistenz von zwei nach den literarischen Traditionen des Deutschen gleichermaßen akzeptablen Gestaltungen des Erzählungstextes zu sein, unter denen einzelne Schriftsteller ihre Wahl treffen können. Wenn man so will, geht also anscheinend die Grenze zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch mitten durch den Nichtdialog der erzählenden Prosa.

Nun ist aber noch etwas hochinteressant: Ich erwähnte vorhin, daß hinsichtlich der Hypo- und Parataxe zwei Texte im Dialog von den Werten des Bühnendialogs abwichen. Dies waren Dialogstellen aus Goethes *Wahlverwandtschaften* und aus Kleistschen Novellen. Zwei Interpretationen erscheinen möglich: Goethescher und Kleistscher Dialog könnte deswegen von den Werten der ‚Rede‘ abweichen, weil für diese beiden Schriftsteller gesprochene Sprache anders aussah als für eine große Zahl weiterer deutscher Autoren. Oder aber, wir könnten es bei ihnen mit einer bewußten Stilisierung des Dialogs zu tun haben. Die erste Möglichkeit entfällt, weil Bühnenstücke der gleichen Dichter durchaus nicht von den Normalwerten für die ‚Rede‘ abzuweichen scheinen: das gilt für *Urgötze* und *Götze* ebenso wie für den *Zerbrochenen Krug*. Hinzu kommt, daß Goethe selber deutlich macht, wie sehr er beim Schreiben den Eigengesetzen der ‚Schreibe‘ zu folgen suchte; in *Dichtung und Wahrheit* heißt es: „Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten könne.“ Was Goethe demnach tut, ist, daß er die Rechte der geschrie-

benen Sprache auch da anerkennt, wo es sich um Wiedergabe von Gesprochenem handelt; dabei entstehen Texte großer innerer Einheitlichkeit, für die freilich eine Verfremdung, um nicht zu sagen Entstellung der darin enthaltenen Dialogpartien in Kauf genommen werden mußte.

Gestatten Sie mir, daß ich nun noch kurz auf unsere Arbeit am Russischen eingehe.

Wir untersuchten hier Fragen der Wortlänge (das Auftreten besonders langer Wörter wurde überprüft), der Teilsatzlänge, der Satzlänge, der Satzkomplexität, des Vorkommens von adnominalen Adjektiven und Genitiven und der Wortstellung an Material, das zum Teil noch wesentlich umfangreicher war als im Deutschen. Dabei wurde Wert darauf gelegt, daß die untersuchten Quellen über eine ganze Versuchsreihe hin konstant blieben. In Herrn Kozlíks Untersuchung für seine Magisterarbeit wurden so sechsundsiebzig Texte aus den Gebieten Bühnenstücke, Dialog des 19. Jahrhunderts, Dialog des 20. Jahrhunderts, Nichtdialog des 19. Jahrhunderts, Nichtdialog des 20. Jahrhunderts, journalistische Prosa, Prosa wissenschaftlicher Literatur immer wieder herangezogen.

Dabei stellte sich nun heraus, daß außer auf dem Gebiet der Satzlänge eine klare Bruchlinie verläuft zwischen journalistischer und wissenschaftlicher Prosa einerseits und allen anderen Texten andererseits. Der Nichtdialog der erzählenden Prosa unterliegt also den gleichen Regeln wie der Dialog; eine Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen Prosa, wie sie uns im Deutschen begegnete, gibt es folglich nicht – außer im Hinblick auf die Satzlänge, die aber erst dann in die Betrachtung einbezogen werden sollte, wenn berücksichtigt ist, daß der lange Satz der erzählenden Prosa typisch aus einer parataktischen Häufung von Hauptsätzen entsteht, der lange Satz der wissenschaftlichen Prosa dagegen durch das Vorkommen weniger stark erweiterter Teilsätze gekennzeichnet ist. Literatursprache ist im Russischen also in allen untersuchten Punkten der Sprache der ‚Rede‘ ähnlich oder gleich, und nur in der politischen und journalistischen Prosa findet sich die Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen ‚Schreibe‘. Hier zeichnet sich ein wichtiger Gegensatz zum Deutschen ab, der greifbare geschichtliche Gründe zu haben scheint. Die Hauptquelle für die Sprache der großen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, angefangen mit Puschkin, ist nicht eine literarische Tradition und nicht die mündliche Tradition einer kultivierten russischsprechenden Ge-

sellschaft, sondern die Redeweise der niederen Schichten. Herr und Frau Rat Goethe sprachen deutsch mit ihren Kindern, Sergej Puškin und seine Gattin nur französisch mit den ihren.

Zum Abschluß möchte ich ein paar Fragen zu stellen und zu beantworten versuchen. Was gewinnen wir durch dies im wesentlichen quantitative Untersuchungsverfahren? Es scheint, daß die angewandten Methoden hinreichen, um eine verifizierbare Identifizierung einer Einheit zu ermöglichen, die wir einen Genrestil nennen können. Unsere Befunde lassen erkennen, daß es feststellbare Selektionsnormen gibt, die unabhängig von etwaigen Intentionen des Autors von Genre zu Genre variieren.

Läßt sich durch diese Methoden ein Urteil über die Leistung eines bestimmten Autors gewinnen? Die Antwort muß offensichtlich Nein lauten, wenn wir ein ästhetisches Urteil meinen. Jedoch läßt sich sagen, ob sich ein Schriftsteller an die sonst akzeptierten Normen eines Genre hält; nur bleibt offen, was eine Abweichung nun zu bedeuten hat – ob sie nur ein Fehler und ein Versagen ist oder der erste Schritt zur Schaffung einer neuen Norm.

Worin liegt damit der potentielle Nutzen für die Literaturwissenschaft? Wenn es durch Methoden wie die hier dargestellte gelingt, das sprachliche Normalverhalten in gewissen, auch literarischen Situationen präzise und überprüfbar zu beschreiben, dann liegt darin ein Mittel, die Eigenleistung eines Autors als eines Benutzers und Formers seiner Sprache genauer zu erfassen.

Das hier empfohlene Verfahren scheint mir für einen Linguisten von Interesse zu sein, weil es hilft, Sprachebenen hoher Komplexität, die der direkten Beobachtung entzogen sind, einigermaßen präzise zu beschreiben; darüber hinaus scheint mir, daß es auf recht bescheidene und unauffällige Art dem Literaturwissenschaftler helfen kann in seinem Bemühen, zu bestimmen, was einzelne und Gruppen von einzelnen mit ihrer Sprache tun als Empfangende, als Gestaltende und als Umgestaltende.